

Unterhaltende Blätter

Monatliche Freibeilage des
Wiesbadener Tagblatts



18. Jahrgang 1918.

Nr. 4.

Blübender Lorbeer.

Skizze von **Sellmut Unger.**

(Nachdruck verboten.)

Hjalmar Eysling war noch am Nachmittage mit seinem Freunde in der Ausstellung gewesen, wo seine letzte Schöpfung, eine marmorne Monumentalstatue, „Die Erwartung“, im Saale der Skulpturen stand. Daß seine Arbeit gut war, wußte er. Das hatte ihm auch der Akademieprofessor Cassin versichert und ihm gesagt, daß sie für die „kleine Medaille“ vorzuschlagen sei.

Hjalmar Eysling fand, als er am Abend nach Hause kam, einen Brief von der Akademie vor.

Ihm wurde mitgeteilt, daß sein Werk die große goldene Medaille erhalten habe und für zehntausend Mark vom Staate angekauft sei.

Gewiß, er hatte große Hoffnungen gehabt, Träume, die jeder Künstler erlebt.

Einmal würde der Erfolg kommen müssen. Und nun kam er so schnell. Außer dem Ruhm fiel ihm, dem an Entbehrung Gewöhnten, auch noch eine Summe Geldes zu.

Er schloß sich in sein Zimmer ein. Seine Mutter wollte er gleich einen Brief schreiben. Wie sie sich freuen würde!

Ja, und dann auch an Ingeborg Hely.

Er hatte eine Photographie seiner Skulptur da. Die wollte er dem Briefe beilegen.

Hjalmar Eysling schloß seinen Schreibtisch auf, wo Inges Briefe verschlossen ruhten.

Sie waren alle in Dänemark abgestempelt, in der kleinen Stadt Allinge auf Bornholm. Dort wohnte Ingeborg Hely, dort wohnte auch seine Mutter.

Es war seine Heimat, aus der die Briefe gekommen waren.

Hjalmar las ihren ersten Brief, den sie ihm nach München gesandt hatte.

Sie schrieb ihm:

„Lieber Hjalmar! Du kannst versichert sein, daß meine Gedanken oft und gern bei Dir in der ferne sein werden, daß sie Dich auch jetzt auf Deiner Reise begleiten.“

Was Du mir nun in letzter Stunde gesagt hast, wird, so will ich es annehmen, dem Augenblick entsprechen sein. Du gabst mir ein Versprechen. Hjalmar, das ich nicht annehme. Nicht, weil ich es nicht will, denn Du bist der einzige Mann, der meinem Leben etwas bedeutete. Aber weil ich es nicht kann. Künstler sollen frei sein! Und so habe ich Dich als einen freien wandern lassen, nicht ohne Deine Träume im Herzen zu behalten. So sagtest Du: Wenn ich einmal ein berühmter Mann bin, Inge, dann baue ich mir in der Einsamkeit Bornholms mein eigenes Haus. Hart

an der Küste Heligdommens soll es liegen, und seine Fenster sollen aufs Meer hinaus schauen, wo in der ferne die schwedische Küste blaut und zur Nacht das Blinkfeuer von Christiansö herübergrüßt.

Wie schön dieser Traum ist!

Und in diesem Hause, so sagtest Du weiter, sollte ich bei Dir sein, nicht als eine Freundin nur, die Dich kennt und die Deine Pläne unterstützt, sondern als Dein Weib. Meine Liebe wolltest Du, Hjalmar Eysling.

Ich bin Dir dankbar für alles, das Du mir gabst und in jungen Gedanken mir noch schenken willst. Wenn Du einmal das Leben kennen lernst, wenn Erfolg Deine Pläne und Deine Arbeit krönen und dann Deine Gefühle für mich noch die gleichen sind, dann komme. Sollte aber eine andere Frau in Deine Tage treten, deren Liebe Dir begehrenswerter erscheint, so handle als einer, der keine Verpflichtungen hat.

Ingeborg Hely.“

Seit diesem Briefe hatte ihm das Mädchen nur kurze Grüße gesandt und nie wieder etwas von ihren Träumen erwähnt.

Sechs Jahre lang war Hjalmar in der Fremde. Ein niegekannter Schaffensdrang ließ ihn unermüdet arbeiten, bis er an seinen Werken Fortschritte bemerken konnte.

In Hjalmar Eysling reifte ein schönes Bild. Er wollte eine Frauengestalt modellieren, deren Modell in seinem Herzen lebte.

„Erwartung“ nannte er sein Werk.

Ein junges Mädchen voller Erwartung, das am Strande steht und über das Meer hinaus blickt, ob ein Schifflein, dessen Heimkehr es ersehnt, immer noch nicht zwischen den Wellen auftaucht.

Mit flatternden Röcken und fest an den Körper gepreßtem Kleide stand der junge, biegsame Körper gegen den heranbrausenden Wind an, die Arme waren erhoben und die Hände hielten die Fülle des Haares, das sich zu lösen begann. Die Gesichtszüge waren scharf herausgearbeitet und von weichem Schimmer. Keiner kannte das Gesicht, nur er!

So hatte Ingeborg Hely gestanden, als der dänische Dampfer von Allinge die Ankerlichtete und nach Deutschland fuhr.

Und für diese Statue hatten sie ihm die goldene Medaille verliehen!

Daß dies alles Wahrheit war, merkte Hjalmar am nächsten Morgen. Die Zeitung brachte eine größere Notiz und lehte die Schönheit des Werkes.

Gegen Mittag ließ sich Cassin melden.

Eyling schüttelte ihm dankerfüllt die Hände.

„Gar keine Ursache, mein Lieber, nicht mir, Ihrer Kunst haben Sie den Erfolg zu danken. Ich kam nur, um Sie zu beglückwünschen und zu bitten, an einem Gartenfeste teilzunehmen, das ich morgen geben werde. Sie müssen doch gefeiert werden!“

Hjalmar dankte und versprach zu kommen.

„Die Droschke erwartet mich unten. Und ich mag meine Tochter nicht allein warten lassen.“

Eyling brachte den Professor hinunter. Betti Cassin begrüßte ihn und gratulierte ihm.

Eyling wunderte sich ein wenig über die Herzlichkeit.

Die Droschke rollte davon.

* * *

Hjalmar Eyling kam von dem Gartenfest bei Cassins heim.

Er befand sich wie in einem Taumel. Zum erstenmal hatten ihm die Pforten der großen Welt offengestanden und er hatte sie durchschritten, mutig, selbstsicher. Berühmte Maler hatten sich ihm vorstellen lassen und ihn beglückwünscht, Frauen von blendender Schönheit hatten ihn gefeiert.

Und Betti? Betti Cassin?

So blind war Hjalmar Eyling nicht, daß er die Wärme überfah, die ihm aus ihrem Wesen entgegenstrahlte.

Betti war gewiß schön. Sie hatte fröhliche Lebenslust und schlug ihn ganz in ihren Bann.

Wie war das alles nur gekommen? Sie hatte ihn nach dem Urbild seines Werkes gefragt, er fühlte die leise Eifersucht in ihren Worten.

Aber kein Wort über Inge erzählte er ihr.

Sie hatten viel miteinander getanzt und waren dann, erhitzt vom Walzer, Arm in Arm in den Park gegangen. Sie hatten auf einer Bank zusammengesessen, ganz nahe.

Ihre Anwesenheit hatte ihn bezaubert und er erzählte einem fremden Mädchen von seinen Zukunftsplänen.

Betti Cassin hatte dabei entzückt in die Hände geklatscht, als hätte ihre Zukunft Anteil an alledem.

Hjalmar Eyling fühlte, daß es nicht einmal eines Wortes mehr bedurfte, dieses Weib sich zu gewinnen. Aber er verstand nicht die so jäh erwachte Glut ihrer Liebe, das machte ihn scheu.

Später hatte er dann mit dem Professor selbst eine lange Unterredung gehabt.

Cassin hatte ihn mit Betti zusammen gesehen und mochte sich sein Teil denken. Er ließ es den jungen Künstler auch fühlen, daß er ihm als Schwiegerjohn willkommen war, jezt, wo er einen Namen und eine Zukunft hatte. Er sprach von einer späteren Anstellung als Lehrer an der Akademie, daß er ihm helfen wolle.

Beim Abschied fragte sie ihn:

„Werden Sie wiederkommen?“

Ihre Hand brannte in seiner.

„Ich komme morgen oder ...“

„Oder?“

Sie stampfte erregt mit dem Fuße auf.

„Oder nie mehr.“

Dann war er gegangen.

* * *

Als er seine Zimmertür aufschloß, lag schon die erste Dämmerung im Atelier. Hjalmar Eyling ging nicht mehr schlafen. Er saß noch lange am Schreibtisch und jamm vor sich hin.

Er wog sein Leben ab.

Daß es überhaupt so weit kommen konnte. Ingeborg Hely und Betti Cassin.

Je mehr er darüber nachdachte, um so klarer fühlte er, daß Bettis neue Liebe nur Ehrgeiz war, einen Künstler zu besitzen, dem die Zukunft gehörte.

Gewiß, es war erstrebenswert, ein Weib wie Betti zu besitzen. Die äußeren Vorteile waren gar nicht abzuwägen. Aber die Seele? Sollte er die verkaufen um solcher Kleinigkeiten willen?

Und wieder hielt Hjalmar Eyling einen Brief in der Hand, der sprach von einem anderen Zukunftsglück und von Freiheit, die man über sich selbst besaß.

Einen Augenblick überlegte er noch.

Und dann sank alles um ihn in Schatten und Vergessen.

Ein liches Felseneiland lag vor seinen Blicken. Und ein Mädchennamen erwachte in ihm mit ungezügelter Glut. Ob er Betti Cassin einen Abschiedsbrief sandte?

Er schrieb einige Zeilen an Cassin, daß er seine Wohnung aufgebe und in seiner Heimat weiterschaffen wolle. Dank war der ganze Brief an seinen Lehrer.

Und als er ihn abgesandt hatte, hielt ihn nichts mehr.

Gegen Mittag ging sein Zug.

Der deutsche Buchhandel im Kriege.

Von Martin Beidt.

(Nachdruck verboten.)

Die Grenzen der Interessenzweige, die mit dem Buchhandel in mehr oder weniger direkte Berührung kommen, sind so weit gesteckt, daß Schicksal und Entwicklung des Buchhandels in einer Zeit, die jedes Gebiet des öffentlichen Lebens beeinflusst, von durchaus allgemeiner Bedeutung sind. Die Vorbedingung des Buchhandels ist das Verlagswesen; unerlässliche Voraussetzung des letzteren ist die Literatur — vom gewöhnlichen Unterhaltungsheft bis zur höchsten Literatur und den Büchern für Bibliophilen. Zuguterletzt, aber weiß Gott nicht an unwichtigster Stelle, kommt das lesende und bucherkaufende Publikum in Betracht. Der jeweilige durchschnittliche Stand des Buchhandels in einem Lande ist also charakteristisch für die schriftstellerische und dichterische Produktion, für das Kunstinteresse der Menge und für die vorhandene Kaufkraft.

Wenn wir den deutschen Buchhandel im Kriege in wirklich schärferem Licht betrachten wollen, müssen wir entsprechende Vergleiche heranziehen, das heißt, wir müssen dem Kriegsschicksal des Buchhandels in anderen Ländern einige Worte widmen. Erst diese gegenseitige Abschätzung kann ernsthaft zeigen, wie es um Art, Wesen und geschäft-

liche Gesundheit des deutschen Buchhandels zur Kriegszeit wirklich bestellt ist.

Als Vergleichsobjekte liegen Frankreich und England zweifellos am nächsten. Beide Länder machen auch in Dingen der Unterhaltung und schönen Künste den Anspruch erstklassiger Kulturstaaten, ja sie behaupten sogar seit nunmehr fast drei Jahren, uns in dieser Beziehung gewaltig über zu sein.

In Frankreich entstand, wie ja schließlich überall, eine erkleckliche Masse von sogenannter „Kriegsliteratur“. Dieselbe ist aber dadurch gekennzeichnet, daß sie an läugerischem Chauvinismus, an Heuchelei und vor allem blutrünstiger Kindramatik wohl kaum ihresgleichen hat. Da das natürliche oder künstlich emporgezüchtete Interesse an diesem ausgesprochenen Kriegsschund auch heute noch sehr reger ist, war von Haus aus für bessere Bücher nicht viel Platz. Der französische Verlags- und Buchhandel mußte einerseits die Zahl seiner Neuauflagen ganz außerordentlich beschränken, andererseits in der Schar seiner Autoren einen sehr merkbaren Wandel nach einer nicht weniger als erfreulichen Seite sich vollziehen lassen. Erstklassige Verlage und Buchhandlungen haben auf diese Weise ihr

„Lager“ derart geändert, als ob ein Juwelenhändler, dessen Ruf ehemals über niedrige Preise haben war, jetzt Messingringe mit falschen Steinen verkaufte. Außerdem ist auch der gute französische Schriftsteller entweder chauvinistisch nach dem Volksgeschmack oder aber sehr schweigsam geworden. Trotz ziemlich genauer Kenntnis der französischen Neuerscheinungen seit dem Herbst 1914 wußte ich zum Beispiel kein einziges großes französisches Romanwerk von wirklichem Rang zu nennen, das in diesem Zeitraum herauskam. Der zweite Band des deutsch-französischen Musikerromans des mit dem Nobelpreis ausgezeichneten Romain Rolland kommt hier nicht in Betracht, da man ihn mit seinen Autor in Frankreich achtet. Denn Rolland hat den Mut der Objektivität gehabt, und das können ihm seine Landsleute nicht verzeihen. Für den geringen Kreis auch jetzt noch literarisch interessierter Franzosen wurden in Ermangelung entsprechender Neuheiten ältere anerkannte Werke in sehr vereinzelt Fällen kärglich wiederbelebt. Von Bibliophilen-Ausgaben oder auch nur Drucken, deren Ausstattung über die gewöhnlichste Einfachheit emporragt, kann überhaupt nicht die Rede sein. Rechnet man hierzu noch die höchst empfindliche Papiernot, so kann man sich nicht darüber wundern, daß die französische Presse den entschiedenen Rückgang des französischen Buchhandels in umfangreichen Artikeln beklagt.

In England sind die Verhältnisse etwas anders, aber ebenfalls nichts weniger als erfreulich gestaltet. Wertvolle Literatur schaltet heute ganz aus. Die Wahl an Kriegsbüchern ist geringer als in Frankreich, dafür hat die berühmte englische Buchmaität und Sentimentalität sich selbst noch um ein Gewaltiges übertroffen. Die große Zahl von Büchern weiblicher Autoren fällt auf. Erstklassige Schriftsteller machen entweder „intellektuelle“ Kriegsdienste, oder sie wurden Journalisten, deren Berichterstattung äußerst geschickt, doch völlig unfrei ist. Auch hier tritt wieder die Papiernot mit entscheidender Schärfe zutage. Auch hier ist der Rückgang literarisch und geschäftlich groß, selbst ältere, seltene Buchausgaben werden nicht gerade heiß umstritten.

Wie ist es nun in Deutschland um das Buch bestellt? Man verfüge sich vor irgend eine beliebige größere Buchhandlung und widme einige Minuten der Betrachtung des Schaufensters. Vor allem fällt die große Zahl der neuen Bücher auf, außerdem aber die Mannigfaltigkeit der Ausstattung und der Preise, die in Einzelfällen eine beträchtliche Höhe erreichen. Dieses Bild ist bei allen deutschen Buchhandlungen, in allen deutschen Städten mehr oder weniger das gleiche. Hinsichtlich der Masse kann man also beruhigt sein.

Die nächste Frage betrifft natürlich die Güte der Bücher. Denn wir lassen uns durch äußeren Reichtum nicht „bluffen“, wir verlangen den Reichtum auch innerlich, in Buchfragen sind wir ja zweifellos stets das am wenigsten oberflächliche Volk auf Erden gewesen. Und wir haben nicht geschwankt, nach einer natürlichen Pause in den ersten Kriegsmontaten sind wir zum Buch mit womöglich noch größerer Treue zurückgekehrt.

Auch bei uns kam die Kriegsliteratur in Mode. Zu ihrer Ehre muß jedoch festgestellt werden, daß sie selbst

in den Gegenden des größten Tiefstandes Verunglimpfungen feindseliger Staatsoberhäupter, private „Entbüllungen“ und ähnliche auf der Gegenseite beliebte Feinheiten aus dem Spiele ließ. Die Kriegsliteratur übt heute noch mächtige Anziehungskraft, besonders in Form der 1 Mk.-Bücher. Aber sie schadet der höheren Literatur in keiner Weise. Sie selbst übrigens hat sich immer mehr gebessert, ist in Schlachtenschilderung und Politik sehr selbstkritisch und darum immer objektiv-wissenschaftlicher geworden. Vor allem aber tut sie dem übrigen Buchhandel keinen nemenswerten Abbruch.

In Deutschland sind im Verlaufe der letzten zwei Jahre viele neue Roman- und Novellenbücher und Gedichtbände herausgekommen, die deutschen Schriftsteller ließen sich auf die Dauer durch den Krieg nicht in ihrer Produktion hemmen. Die Nachfrage ist trotzdem noch größer als das Angebot, sodaß Neuauflagen erstklassiger alter Werke an der Tagesordnung sind. Im Feld herrscht nach wie vor eine gewaltige Lesewut, die von der Kaserne über Lazarett und Etappe bis in den allerersten Schützengraben reicht. Dieses Buchinteresse der kämpfenden Menge wurde von Monat zu Monat geklärt, ernsthafter, literarischer. Das Beispiel übte seine Wirkung. Viele, die früher in Büchern nur Zerstreuung suchten, lesen heute aus weit höherstehenden Gründen.

Das Gleiche gilt für das Hinterland. Man kann ohne Überraschung sagen, daß in Deutschland der Krieg in dieser Hinsicht erfreulich erzieherisch gewirkt hat, und diese Wirkung wird im Frieden nicht wieder verloren gehen. Der guten modernen Literatur wurden ganz neue Leserkreise gewonnen, die nicht wieder abspringen werden. Dies ist die merkwürdigste Kriegswirkung, die sich im Buchhandel beobachten läßt.

Daneben hat der Buchhandel auch großzügige Objektivität gezeigt. Selbst in einer Zeit, da er noch nicht genau wissen konnte, wie das Publikum sich verhalten würde, bot er unentwegt neben den deutschen auch ausländische Werke von Rang an. Als kennzeichnendes Beispiel genügt die Erwähnung, daß unser Buchhandel niemals soviel Exemplare von Dickens verkaufte, wie in den letzten zwei Jahren.

Trotzdem die Herstellungskosten sich ganz wesentlich erhöhten, ist in der Ausstattung der Bücher nicht nur kein Rückgang, sondern eher noch ein Fortschreiten zu bemerken. Kurzausgaben jüngsten Datums sind in jeder besseren Buchhandlung zu erblicken, auf Bücherversteigerungen eignete sich sogar das Nochnichtdagewesene, daß im Handel befindliche Werke in der Hitze des Gefechtes das Doppelte und Dreifache ihres bestehenden Marktwertes erzielten. Die Papiernot endlich ist bei uns — wenn man von der Preissteigerung absieht — nicht so schlimm. Unangenehmer für den Buchhandel ist die Erschwerung der Verkehrsverhältnisse. Sie hält auf, sie bereitet dem Buchhandel verschiedene praktische Angelegenheiten — aber das Wesen der Verhältnisse wird hiervon nicht berührt. Der deutsche Buchhandel hat im Kriege nicht verloren, sondern gewonnen. Und alles spricht dafür, daß man diesen Gewinn auch in künftigen friedlichen Zeiten festhalten und ausbauen wird.

Der russische Arbeiter.

Von Alfred Bratt.

(Nachdruck verboten.)

Wer außerhalb Rußlands hat sich früher für Psyche, Charakter und gesellschaftliche Prinzipien des russischen Arbeiters interessiert? Und wer tat es in Rußland selbst, wenn man von den einstigen Revolutionspropagandisten, von den Studenten und Studentinnen, idealistisch gesinnten Literaten, einzelnen in den bitteren Härten des Lebens geschulten künstlerischen Elementen, kurz jenen verstreuten, an Glücksgütern keineswegs gesegneten Schwärmern Abstand nimmt, die seit

Jahren und Jahrzehnten vergebens von einer Morgenröte auf den Fluren des weiten Rußland phantasierten?

Wer erwähnte den russischen Arbeiter als ernst zu nehmenden, ins Gewicht fallenden Faktor, wenn von diesen oder jenen politischen Fragen die Rede war? Kein Mensch auf Gottes Erdboden war unbeachteter als der russische Arbeiter, niemand wurde seltener ans Licht wirklich voll zu nehmender Betrachtungen gezogen. Zwar — in den Artikeln und Reden hatte man ihn wohl, häufig

mehr oder minder flüchtig, als Gegenstand eines „Propheten“ gezeichnet, man hat sich aber nicht daran begnügt, und benützt, aber seiner wirklichen Art, seinem echten und trotz äußerlicher Primitivität komplizierten Wesen war man nur in Ausnahmefällen näher getreten. Eigentlich waren es nur ausländische, sozialpolitisch interessierte Reiseschriftsteller, die es ab und zu unternahmen, den Schleier zu lüften, hinter dem der russische Arbeiter in einem häufig falsch ausgedehnten Dämmerlicht lebte.

Nun ist der Verborgene mit einem jähen Schlage ins grelle Tageslicht getreten, mitten hinein in die trotz aller Helle noch von Nebeln durchzogene Atmosphäre, die das gewandelte, das in grundlegendem Erneuerungsprozeß begriffene Rußland erfüllt. Das arbeitende Volk, so sagt man, hat den Umsturz im Zarenreiche hervorgerufen, in Erkenntnis der Mächenschaften des Zarismus hat es sich aufgerafft und so die Basis für den neuen Zustand gefügt. Jetzt führt man ihn viel im Munde, den russischen Arbeiter, und da es leicht geschieht, daß man von einem Extrem in das andere verfällt, mag es nicht ohne Recht zeitgemäß erscheinen, sich etwas direkter mit ihm zu befassen.

Vor allem kann es als mißverständlich bezeichnet werden, wenn man Arbeiter und Bauern in Rußland schlankweg ohne weitere Unterscheidung in dem Begriff eines einheitlichen „Proletariats“ zusammenfaßt. Der Industriearbeiter Rußlands unterscheidet sich von dem Bauern so sehr, daß man die beiden in mehr als einer Beziehung geradezu als Gegenpole charakterisieren könnte. Der städtische Arbeiter kennt die Welt — das heißt: er kennt sie, sofern der Vergleich dem Bauern gilt. Er lebt in Zentren, wo Strömungen und Gegenströmungen deutlich genug zum Ausdruck kommen, um auch ihn zu einer gewissen Philosophie anzuregen. Diese Philosophie hat ihn allmählich herangebildet, hat ihm Aufklärung verschafft und führte dazu, daß er mit Bewußtsein im Zarismus — oder doch in dem herrschenden System des Zarismus seinen Gegner, die unterdrückende Macht erkannte. Aus den Großstädten, aus Petersburg, Moskau und Kiew, aus den Orten, wo die Stränge der absoluten Verwaltung zusammenliefen, wo üppiger Reichtum und Beamtenverschwendung an düsterstes Elend stießen, wo die Stahlgerüste und Ziegelblöcke der mächtigen Fabriken sich wuchtig erheben, hier bildete sich die geistig reife Oberschicht, unter der aber nach wie vor die überwiegend größere Masse in mehr oder weniger dumpfer Unkenntnis verharrte. Diese Oberschicht wurde oft fälschlich mit der russischen Arbeiterwelt überhaupt identifiziert, während sie doch nur einen Bruchteil derselben bildete. Aus besagtem Bruchteil gingen Leute wie Kerenski und Lenin hervor, Männer, denen heute das Angesicht des arbeitenden Rußland zugewandt ist.

Der Bauer aber verließ kaum seine Scholle. Acker, Hütte und Wirtshaus waren seine Welt, im übrigen kannte er eigentlich nur noch die Kirche mit den geweihten Bildern, die „Väterchen“ Zar gestiftet hat. Er war dem Zarentum ein gut zu knetendes, stets aeduktetes, weil infolge gänzlicher Ahnungslosigkeit keine Ansprüche machendes Material — zum sehr großen Teil von ehrlicher Zarentreue erfüllt, als die Gesellschaft der Großfürsten, Minister, Gouverneure und Polizeimeister. Die Primitivität des russischen Bauern, sein Hang zum Aberglauben, der ihn den Popen so gefügig machte, und seine Ehrfurcht vor nie geschautem, nur wie ein kostbares Märchen erwähnten Glanz bildeten überlieferungsamäßig, von Generation zu Generation immer tiefer wurzelnd, die unbedingte Achtung vor dem Zaren aus. Denn der Bauer in Rußland kann — mehr noch als der ganz einfache Arbeiter — ein Kind genannt werden. Die Person des Zaren wurde ihm zur Legeende, und es war nur natürlich, daß er zu dieser Legeende eine, ihm in ihren Gründen selbst unklare Liebe faßte. Selbst Klagen gegen das Zarentum faßte er in einem volkstümlich-sentimentalen, autmutia-naiven Ton zusammen. Das russische Bauernsprichwort lautete, wenn von der immer vorzuehaltenen, aber noch nie gesehenen Hilfe durch „Väterchen“ die Rede war: „Der Himmel ist

hoch und der Zar ist weit!“ In diesem Wort mag ein gut Teil der Erklärung dafür liegen, daß im Bauerntum Rußlands revolutionäre Wurzeln niemals recht gedeihen wollten.

Wer also hat die Revolution in Rußland gemacht? War es das „Proletariat“ ganz im Allgemeinen? War es, wenn wir die eingangs erwähnte Unterscheidung zwischen Bauer und Arbeiter beibehalten, die große Masse der industriellen Arbeiterbevölkerung? Oder war es nur die Oberschicht des gebildeten, organisierenden und organisierten Arbeitertums? Eine schwierige und, wie man sieht, äußerst vielseitige Frage, die wir als Augenstehende wohl kaum eindeutig zu beantworten vermögen. Eine Frage übrigens, über die man sich — aus der Gesamtheit der seit Wochen vorliegenden Meldungen zu schließen — im russischen Volk selbst noch nicht ganz klar geworden zu sein scheint. Die Welle, die zu einem orkanartig aufgewühlten Meer anschwellt, war zweifellos aus mehreren Elementen gleichzeitig zusammengesetzt. Die im Rahmen der russischen Kriegswirtschaft endlich ganz offen zu Tage tretende, diesmal auch von den Kurzsichtigsten nicht mehr zu verbergende Korruption und die Mitarbeit geschickter Politiker, die sich zum Teil auf den Kamm des Wellenberges setzten, statt unter ihm begraben zu werden, — all dies zusammenwirkend rief wohl den Umsturz hervor. Daß die Bewegung keine ganz klare, keine ganz einseitige war, ist am besten durch die auch im neuen Regime noch bestehende Zersplitterung erwiesen, deren Wesen sich am deutlichsten kundtut in dem Gegensatz zwischen „Provisorischer Regierung“ einerseits, „Arbeiter- und Soldatenrat“ andererseits.

War die Gesamtmasse des russischen Proletariats bis zur Abdankung des Zaren Nikolaus reich an unterschiedlichen Strömungen und Zweigen, so sind diese Unterschiede auch unter dem neuen Regime vorläufig zum großen Teile noch wirksam.

So ist denn das gegenwärtige Chaos im russischen Reiche einigermaßen auch für unseren, durch wesentlichere Vergangenheit geschulten Verstand erklärlich. Wird die Zersplitterung aber bleiben, oder wird eine allmähliche Verbindung der jetzt noch auseinanderstrebenden Organismen stattfinden, dem neuen Reich hierdurch bestimmte und dauernde Form gebend? Das Letzte ist nach allem Geschehenen zu erwarten, wenn ein geeignetes Bindemittel vorhanden ist. Dieses Bindemittel gibt es tatsächlich, und es kann als der interessanteste Typus des russischen Arbeitertums bezeichnet werden.

Rußland kennt eine Erscheinung, wie sie sonst nur noch in Nordamerika zu verzeichnen ist: den Mann aus dem Volke, der zur Erntezeit Bauer, zur Saatzeit ebendasselbe Bauer, in den dazwischen liegenden vielen Monaten aber reisender Tagelöhner ist. Wie die Menge dieser Leute von „Saison“ zu „Saison“ vom westlichen Amerika nach den Industriezentren des Ostens und wieder zurückflutet, so ziehen Tausende und Hunderttausende von Ackerleuten in Rußland nach Beendigung der landwirtschaftlichen Arbeiten in die Städte, um sich als Lastträger, Packer, Pflasterer usw. ihr Brot zu verdienen. Diese Leute, die ein Zwischending von Bauer und Arbeiter darstellen, sind besonders in den Häfen anzutreffen, wo sie beim Löschen und Verladen der Schiffe tätig sind. Es sind die ungebundensten, jugendlichsten, unbewußt kräftigsten Elemente des Arbeitervolkes, und fraglos können und sollen sie zwischen den Polen des so schwer übersichtlichen russischen Proletariats vermitteln.

Sie alle, Bauer, Arbeiter und wandernder Tagelöhner, haben Geleghenheit, auf Grund der neugeschaffenen Bedingungen, durch wechselseitige Anpassung und Aufklärung zu einer Familie zu werden, wie sie im Zarenlande undenkbar war. Sie alle wissen oder ahnen mit der geweckten Hellhörigkeit des Volksinstinkts, daß diese Geleghenheit aber nur im Rahmen friedlicher Zustände wirklich nutzbar ist. Darum sitzen ihre Führer im „Arbeiter- und Soldatenrat“, der ein russisches Volk nach wirklich europäischem Muster wünscht und den Frieden für das russische Volk, solange die frischen Wunden noch zu heilen sind.